

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Freitag den 17. November 1893.

№ 588.

87. Jahrgang.

Kunzigen-Preis

Die Gruppelwerke... Kunzigen-Preis...

Werber... Kunzigen-Preis...

Unter... Kunzigen-Preis...

Annahmestellen für Anzeigen:

Abend-Ausgabe: Sonntags 10 Uhr... Annahmestellen für Anzeigen...

Druck und Verlag von G. Wegl in Leipzig.

Berichts-Preis

In der Hauptstadt... Berichts-Preis...

Die Morgen-Ausgabe... Berichts-Preis...

Redaktion und Expedition:

Die Expedition... Redaktion und Expedition...

Filialen:

Die Filialen... Filialen...

Zur Entstehungsgeschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses.

Wir haben bereits wiederholt auf ein demnächst im Verlage der Bibliographischen Anstalt erscheinendes neues Werk von Dr. Hans Blum hingewiesen, das den Titel 'Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarck's' trägt und eine besondere Bedeutung dadurch erhält, daß dem Verfasser die Kunst zu Theil geworden ist, vom Fürsten Bismarck selbst Aufschlüsse über mancherlei Ereignisse und Verhältnisse zu erhalten, welche in den amtlichen Quellen zur Zeit noch ungenügend oder verschlossen sind. Solche Aufschlüsse sind es ohne Zweifel, denen der nachstehende Abschnitt des Buches über 'russische Verhältnisse' im Jahre 1879 seinen interessantesten und wertvollsten Inhalt verdankt: 'Im Jahre 1879 war, gemäß der Abrede im Berliner Frieden, eine von den Großmächten und beteiligten Staaten beschickte Commission in Kaschgar zusammengetreten, um die dortigen Grenzen endgültig abzugrenzen. An Ort und Stelle ließ sich die in der widerstreitenden Interessen aller Beteiligten besser das Richtige treffen. Da verlangte Rußland plötzlich in drei persönlichen Briefen des Fürsten (des ermordeten Alexander II.) an den Kaiser Wilhelm, daß der deutsche Vertreter in dieser Grenzregulierungscommission immerhin russische, was der russische Vertreter wollte und verlangte. Bismarck gebrauchte damals die Größtmöglichkeit, welche demnach eine erhebliche Erregung der Rufen erzeugt, und kam infolge der außerordentlichen Aufregung und Arbeitsfülle, welche diese Bismarck'sche und die daraus sich ergebenden weiteren Ereignisse verursachten, fast ganz um seine Kur. Obwohl er seine beiden Söhne bei sich hatte und mit ihnen von früh bis spät arbeitete, um die Sache zu bewältigen, mochte dabei immer noch drei bis vier Feldzüge auf Abfertigung. Kaiser Wilhelm theilte seinem Kanzler die Briefe sofort mit und leitete auf Bismarck's dringenden Rath die Zusammenkunft des Reiches in der That aus ab, obwohl diese Zusammenkünfte in immer schärferer und drohenderer Form auftraten. Denn schließlich schrieb der Fürst etwa: die Einwilligung des Kaisers Wilhelm in das Verlangen des Fürsten Alexander sei die Voraussetzung für das fernere Fortbestehen des Friedens zwischen beiden Völkern. Fürst Bismarck erwiderte darauf dem Kaiser ungefähr: Wenn diese Worte in einer amtlichen russischen Staatschrift fänden, so würde für ihn nichts übrig bleiben, als Er. Majestät zu raten, die deutschen Heerkräfte gegen Rußland mobil zu machen. Er bitte daher Er. Majestät, den Fürsten ersuchen zu wollen, diese Angelegenheit ferner auf amtlichem Wege zu behandeln. Kaiser Wilhelm hat auch dieser feine Reclameartikel stattgegeben. Wie schon ihm aber dieser erste Reclameartikel mit seinem russischen Refrain auf der Seele lastete, erhob sich der Thatsache, daß er plötzlich, ohne Wissen Bismarck's, den General v. Manteuffel (seinen Vertrauten) nach Alexandrosso sandte, um eine Unterredung mit dem Fürsten nachzugehen, und der alte Kaiser dann selbst den zweiten Weg machte, um dorthin zu reisen. Aber auch die berüchtigte Ausrede der beiden Kaiser scheint der Zustimmung nicht Herr geworden zu sein, welche in Rußland vorwiegend vom Fürsten Gortschakoff erzeugt wurde. Fürst Bismarck sagte die russische Unflexibilität ernst aus. Er telegraphirte an den österreichisch-ungarischen Minister des Auswärtigen, Grafen Andrassy, ob er ihn sprechen könne, und reiste auf zugewandte Antwort sofort nach Wien. Hier gab er Andrassy Kenntniß von dem Briefwechsel der beiden Kaiser und äußerte die Befürchtung, daß ein französisch-russisches Bündniß im Werke oder gar bereits abgeschlossen sein möchte. Andrassy erwiderte etwa: Gegen das französisch-russische Bündniß giebt es nur ein Gegenmittel, das deutsch-österreichische Bündniß. Fürst Bismarck stimmte zu, und damit war die Hauptarbeit gethan, wenn es hinterher auch einige Mühe kostete, die beiderseitigen Monarchen für die verabredete Schöpfung zu gewinnen. Bisher war allerdings bekannt, daß seit dem Berliner Congresse eine tiefe Verimmung Rußlands gegen Deutschland vorhanden war, die im Jahre 1879 in feindseligen Behauptungen des Fürsten Gortschakoff offenen Ausdruck fanden. Auch das war kein Geheimniß, daß Fürst Bismarck nur mit Einlegung seines ganzen Einflusses auf den Kaiser Wilhelm und mit der Drohung, eventuell seine Entlassung zu nehmen, die Unterzeichnung des deutsch-österreichischen Vertrags durch den Kaiser erzwang. Aber ein völlig neues und höchst bedeutsames Licht fällt auf jene Verhältnisse und Vorgänge durch Blum's Entdeckungen über die persönlichen Briefe Kaiser Alexander's II. an Kaiser Wilhelm I., welchen Alexander's II., von dem man bisher geglaubt hatte, er habe den Gortschakoff'schen so wichtigen und das freundschaftliche Verhältnis zu Deutschland trotz der in der Grenzregulierungscommission hervorgetretenen Differenzen anrecht zu erhalten gesucht. Blum's Mittheilungen unterstützen dieser Auffassung völlig den Boden und lassen erkennen, wessen Deutschland selbst von einem Alexander II. sich zu versehen hatte, wenn es nicht Dreye parierte. Es wäre jedenfalls von bedeutender Wirkung gewesen, wenn Blum's neues Werk schon vor der Auflösung des letzten Reichstages erschienen wäre. Aber es kommt auch jetzt noch zeitig genug, um denen die Augen zu öffnen, die auf den Fürsten Bismarck sich stützen zu können glauben, wenn sie von Rußland eitel Freundschaft erwarten.

Politische Tageschau.

Freitag, 17. November.

Die Commentare, mit denen die uns heute vorliegenden Blätter die Thronrede begehen, mit welcher der Kaiser gestern den Reichstag eröffnet hat, sind fast durchwegs nur Umschreibungen des Wortlauts dieser Rede und bieten gar nichts, was einer besonderen Erwähnung werth wäre. Wir antworten es daher, eine Sammlung von Stimmen über die Thronrede zu veranstalten, und beschränken uns darauf, an anderer Stelle das wiederzugeben, was unser Berliner Correspondent über die laienhafte Rundgebung der Eröffnung der neuen Reichstagsession schreibt. Es hängt sehr zu rückhaltend und entspricht dadurch vollständig der in den Kreisen des Reichstags herrschenden Stimmung, die auch in der ersten Sitzung des Hauses zum Ausdruck kam. Man schreibt uns nämlich über diese Sitzung, in der 215 Mitglieder anwesend waren: 'Im Gespräche der Abgeordneten wurden natürlich die Gegenstände, welche den hauptsächlichsten Inhalt der Session bilden werden, bereits lebhaft erörtert, aber es geschah abermals mit solcher Vorsicht und so mancherlei Vorbehalten, daß neue Auffassungen vollständig nicht darauf zu entnehmen sind. Im Allgemeinen herrscht keine zureichende Stimmung, daß ein geneigtes Urtheil der Steuerreform zu Stande kommen werde. Auch über die parlamentarischen Zustände eines russischen Handelsvertrags ist bei der großen Zurückhaltung der meisten Abgeordneten kein sicheres Urtheil zu gewinnen. Vieles dürften sich über diese wirtschaftlichen Fragen auch innerhalb der einzelnen Fractionen erhebliche Meinungsverschiedenheiten herausstellen. Die neuen Handelsverträge und der Etat sind dem Reichstag bereits zugegangen. Die ersteren werden voraussichtlich am Montag auf die Tagesordnung gesetzt werden und man erwartet größere handelspolitische Auseinandersetzungen.' Der vielbesprochene und commentirte Besuch des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen Grafen Kalnoky in Rom hat bereits eine sichtbare Folge gehabt. Der Papst hat, wie schon telegraphisch gemeldet worden, beim Empfang von Fürsten aus der Lombardei und Venetien in demonstrativer Weise gegen die Befehlsgebung protestirt, der Fürst Italiens zu sein. Gerade zu einer Zeit, in der in Ungarn so wichtige kirchenpolitische Fragen die Gemüther bewegen, hatte der Papst allen Anlaß, den Grafen Kalnoky die Versicherung zu ertheilen, daß er nicht der Feind des Papstthums und Bundesgenossen der Trennungstheorie sei. Von der italienischen Regierung dürfte der Graf u. A. die Versicherung empfangen haben, daß sie ein wachsam auf eine Propaganda haben werde, über die heute aus Paris das Folgende gemeldet wird: 'Das italienische Vermessungs-Büro für eine französisch-italienische Verbindung-Propaganda, als welche die Sardinische Dampfschiff- und Kanalarbeitung, nicht eine vermittelnde Schlichtung an mehreren französischen Stellen, sondern eine in einer gemeinsamen Schlichtungs-Aktion zwischen den Franzosen und Italienern auf. Es sollen gemeinsame, dauernde Beziehungen entstehen, damit man sich gegenseitig als Brüder verhalten könne. Die Werk soll allen Umständen getreu sein. Gemeinnützige patriotische Erinnerungsstücke sollen gefertigt werden; denn die internationalen Situationen werden, die Welt über bleiben.'

auf die Tagesordnung gesetzt werden und man erwartet größere handelspolitische Auseinandersetzungen.

Der vielbesprochene und commentirte Besuch des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen Grafen Kalnoky in Rom hat bereits eine sichtbare Folge gehabt. Der Papst hat, wie schon telegraphisch gemeldet worden, beim Empfang von Fürsten aus der Lombardei und Venetien in demonstrativer Weise gegen die Befehlsgebung protestirt, der Fürst Italiens zu sein. Gerade zu einer Zeit, in der in Ungarn so wichtige kirchenpolitische Fragen die Gemüther bewegen, hatte der Papst allen Anlaß, den Grafen Kalnoky die Versicherung zu ertheilen, daß er nicht der Feind des Papstthums und Bundesgenossen der Trennungstheorie sei. Von der italienischen Regierung dürfte der Graf u. A. die Versicherung empfangen haben, daß sie ein wachsam auf eine Propaganda haben werde, über die heute aus Paris das Folgende gemeldet wird: 'Das italienische Vermessungs-Büro für eine französisch-italienische Verbindung-Propaganda, als welche die Sardinische Dampfschiff- und Kanalarbeitung, nicht eine vermittelnde Schlichtung an mehreren französischen Stellen, sondern eine in einer gemeinsamen Schlichtungs-Aktion zwischen den Franzosen und Italienern auf. Es sollen gemeinsame, dauernde Beziehungen entstehen, damit man sich gegenseitig als Brüder verhalten könne. Die Werk soll allen Umständen getreu sein. Gemeinnützige patriotische Erinnerungsstücke sollen gefertigt werden; denn die internationalen Situationen werden, die Welt über bleiben.'

In Ungarn rüht sich das Cabinet Beterle zu einer neuen Kraftprobe. Im Laufe dieses Monats ist der Rücktritt des Cultus- und Unterrichtsministers Grafen Ulfly zu gewärtigen. Graf Ulfly ist schon lange regierungsmüde. Sehr gegen seine Neigung wurde er, der ein gläubiger Katholik ist, durch den Gang der Ereignisse gezwungen, die von den Kirchen occupirten staatlichen Hoheitsrechte zurückzugeben. Nach vielen Demüthigungen und Schmerzrufen wurde für die starke Bekämpfung der kirchlichen Machtprobe war die Zustimmung der Krone gewonnen, allein der Monarch sprach sich erst für die Erhaltung des Friedens zwischen Staat und Kirche aus. Anstatt, als er dem Gesandten über die obligatorische Güter der Kirchenbesitzrechte erklärte, äußerte er sich abermals über die Notwendigkeit des Friedensschlusses, worauf Graf Ulfly beschloß, darauf die Konsequenzen zu ziehen. Man will bekanntlich das Cabinet Beterle dem Monarchen als Nachfolger Grafen Ulfly's den Staatssecretar im Ministerium des Innern, Grafen Julius Ad raffen, vorschlagen, der seit langem für die kirchenpolitischen Reformen eintritt und von dem anzunehmen ist, daß er an Energie und Festigkeit hinter seinen Vorgänger nicht zurückbleiben werde. Den Grafen Ulfly aber will das Cabinet für die erledigte Präsidentenwürde des Magnatenhauses der Krone in Vorschlag bringen. Wie diese Absicht des Cabinetes Beterle zu beurtheilen ist, kann nicht zweifelhaft sein. Die Majorität des Magnatenhauses ist gegen die kirchenpolitischen Reformen abgetrennt. Stimmt sie geschlossen gegen dieselben, so sind sie nicht durchzubringen. Sollen die Vorlagen durchgehen, muß ein Teil der Majorität mindestens zu Stimmenthaltung betrogen werden. Eine solche Wirkung verpöbte man sich von der Ernennung Grafen Ulfly zum Präsidenten des Magnatenhauses. Wer zweifeln nicht, schreibt 'Bell' Napier', daß, wenn die Krone die Beirathung der Vorlagen will, die Opposition im Magnatenhaus dies nicht verhindern werde. Darum wünscht die Regierung eine Kamification der Krone durch eine so elegante That, wie die Ernennung Grafen Ulfly zum Magnatenhaus-Präsidenten wäre: gleichsam eine königliche Aufforderung an die Magnaten, nicht zu opponiren.

Von mehreren Seiten werden jetzt, wo das russische Mittelmeergeschwader in griechischen Gewässern weilt, Nachrichten verbreitet, daß mit der griechischen Regierung wegen Abtretung eines Hafens oder einer Insel zur Anlage einer russischen Flottenstation verhandelt werde. Die Nachrichten sind von Athen aus verbreitet, von Petersburg aus aber bestritten worden; jedenfalls entstehen sie nicht der inneren Wahrscheinlichkeit. Aus der Errichtung eines künftigen Mittelmeer-Geschwaders ergibt sich für Rußland ganz von selbst die Notwendigkeit der Errichtung einer eigenen Flottenstation. Frankreich war bereits infolge der russischen Wünsche entgegengekommen, als es den russischen Schiffen in allen französischen Häfen, Dordrecht, Westen u. s. w. völlige Gleichberechtigung mit französischen Kriegsschiffen eingeräumt hat. Indes ist Rußland schließlich hier doch immer nur Gast, während es eigener Herr sein möchte, und zudem liegen die französischen Hafeneinrichtungen vielleicht, abgesehen von dem russischen Hafen Vizeira, zu ungenügend für die russischen Zwecke, wenn es in erster Linie darauf ankommen muß, im Falle eines Kriegsausbruchs den Engländern den Weg durch den Suezkanal nach Indien zu verlegen. Eine Flottenstation in der Mitte zwischen Malta, Cypern und Konstantinopel wäre ein Stützpunkt für das russische Geschwader, wie er nicht erwählter sein könnte. Bei den günstigen Beziehungen, die zwischen der russischen und der griechischen Regierung und den beiderseitigen Herrscherhäusern bestehen, und bei der schlechten Lage, in der sich Griechenland befindet, erscheint eine Verständigung im obigen Sinne durchaus nicht unwahrscheinlich.

In Oesterreich hat die innere Krise in den letzten Wochen das Interesse beiderseits der Grenze in Anspruch genommen, daß Wanda, was unter anderen Umständen zu publizistischen Erörterungen Anlaß gegeben hätte, unbeachtet geblieben ist. So hat man sich beispielsweise im Grunde wenig mit der vertragsmäßigen Haltung befaßt, die Serbien auf dem handelspolitischen Gebiete an den Tag legt. Man sieht nämlich sehr deutlich, daß dem Handelsvertrage zwischen Rußland und Serbien keine Bestimmungen außer Acht zu lassen. Es hat sich hieraus natürlich eine sehr gerechtfertigte Verimmung der Wiener Kreise über die Haltung der serbischen Regierung ergeben, zumal da auch sonst in Serbien in letzter Zeit Wandel vorzunehmen ist, was von nicht weniger als fremdenbesessenen Oesterreichern bemerkt wurde. Falls man in Belgrad von der bisherigen Haltung nicht abgibt, so wird es und nicht wundern, wenn die serbische Regierung früher oder später in einträglicherer Weise daran erinnert werden sollte, daß Verträge dazu geschlossen werden, um eingehalten, nicht aber um umgangen zu werden.

Die Verständigung, die in letzter Zeit in Bulgarien zwischen dem Fürsten Ferdinand und seinem katholischen Premierminister stattfand, scheint endgültig befestigt zu sein. Man darf dies aus in Wien erscheinenden Berichten folgern, die zu erzählen wissen, daß der Cabinetssecretar des Fürsten, Stanciov, und dessen Frau, die fürstliche Ober-Commissarien, eine geborene Gräfin Grenaud, einen langen Urlaub angetreten haben, der als Vorläufer ihrer gänzlichen Befreiung aus der fürstlichen Hofhaltung gelten kann. Nach einer Meldung der 'Allg. Ztg.' scheint auch der Bruder der Gräfin Grenaud aus dem Dienste und diese Personalveränderungen haben deshalb ihre Bedeutung, weil sie erkennen lassen, daß der Einfluß Stambulow's sich zu Wege gebracht hat. In einem Briefe aus Sofia heißt es: Die Frau Stanciov, geborene Grenaud, galt bei Hofe als die

Feuilleton.

Leben um Leben.

11) Roman in zwei Bänden von M. Gerhardt.

(Fortsetzung.)

Er sagte dem alten Hausmann, daß das Fräulein mit ihm nach Karlsruhe fahren würde, da es sich nicht wohl genug fühlte, den Heimweg zu Fuß zu machen. Ob die Frau Botschaft nach Gravelstein tragen könne. Der Alte bejahte, machte der Tanten verständlich, was man von ihr verlangte, und hat, als der Professor sein Taschentuch hervorholte und zu schreiben begann, der Herr möchte nur auch das von der Wonna melden, sein laimes Wein sollte nicht mehr von der Stelle, und die Herrschaft müßte doch benachrichtigt werden. Koloff sagte seiner Mittheilung an Herrn Markwald das Versprechen dazu, spätestens morgen früh persönlich Aufklärung zu bringen. Die Tante Dore wollte die beschriebenen Blätter gleich in ein Tuch, schob dies in ihren Westen und machte sich auf den Weg. Hildegard aber wurde in warme Tücher gehüllt, die sich unter dem Saum der armen Wonna verbergen und nahm ihren Platz im Schilde neben ihrem Beschützer ein. Der Wind brach von Zeit zu Zeit durch die Wellen und leuchtete zu der nächsten Kapitel.

Neuntes Capitel.

Herr Markwald war in der verdrießlichsten Stimmung. Diese Verlobung seiner ältesten Tochter konnte ihm ja sehr erwünscht sein, denn es war ein schönes Gut und viel mehr als ein halbes Jahr unter günstigen Bedingungen dem einzigen Sohn der Frau von Wöll, die vor einigen Jahren ihrem Vater im Wöll gefolgt war. Auch Bertha's Verhalten war ausgezeichnet — Herr Wöll ja, wenn man bedenkt, was sie für ausstehende Verbindlichkeiten oder gar Forderungen an ihren Vater zu schaffen machte! — Herr Markwald war seiner Tochter ebenfalls dankbar für ihre verständliche Resignation und konnte nicht begreifen, wo seine Frau den Wirth hergenommen, den armen Wöll so ohne Flehen vor die Thür zu setzen und die Sache mit Wöll fertig zu machen. — Der Triumph über diese gelungene diplomatische Action blühte sein Viehchen extensiv, sie trat jetzt noch majestätischer auf als sonst, und er war

natürlich der Rücksicht, der an ihrem Eingetragenen Verstand zu leisten hatte.

Aber mochte das Alles hingehen, wenn das Mädchen nur glücklich wurde. Angenehm war's ja gewesen ohne die summe Geschichte mit der Dore — was die wohl mit dem Wöll gehabt haben mochte? Und dann fortzulaufen in Nacht und Nebel! — Wie sich's herausstellte, war das freilich nicht das Schlimmste gewesen, wenigstens hatte man Ruhe gehabt, und der Verlobungsabend war noch ganz vergnügt gefeiert worden.

Zu vernünftig vielleicht! Der Schlingel, der Heinz, hatte sich richtig die Champagnermischung in Ruhe gemacht, dem Vater ein Versprechen abgerufen — mit Hilfe der Frau Wonna natürlich, das diesem heute schwer im Magen lag. Heinz wollte nicht auf die Universität zurück, sondern sein Militärlager abgeben und zwar bei den Kautenburger Dragonern — deren Officierscorps sich hauptsächlich an den Eddinen großer Grundbesitzer und reicher Kaufleute zusammensetzte. Heinz hatte natürlich Freunde unter ihnen, er hatte ja überall Freunde, und Frau Wollchen meinte verständigerweise, der Junge bliebe dann doch ganz in der Nähe unter dem Augen der Eltern. Und er, Hei, der er war, hatte ja dazu gesagt.

Indes, Ueberrumpelung oder nicht, Versprechen ist Versprechen und läßt sich nicht wieder zurücknehmen, wie der Herr Doktor nachsah.

Da sah er vor ihm, mit seiner getrunnenen Gestalt, seinem eigenwilligen Gesicht, das dem Vater zu einer Kosenandergewinnung, die diesem heute grad' ganz und gar gegen den Strich ging. Alles an dem jungen Menschen ging Herrn Markwald gegen den Strich; die Sommerproben und die Remonirschmiffe in seinem schönen Gesicht, die selbstbewußte Miene, die superlativische Art, ihn losgerader oder that-sächlich Juchens zu überfließen, seine Uebereiferung und Versehen nach allen Dimensionen zu beleuchten — Alles eine sich zu erheben oder zu vergehen. Nein, da war der Heinz mit all seinen Dummheiten dem Alten doch zehnmal lieber. Freilich, hätte er die ungläublichen Dinge, die er jetzt anhören mußte, getrennt.

Manche mochte er sie wohl, denn flammern und Wogen war Doktor's Sache nicht, dazu hielt er sich viel zu gut. Es war durchaus kein wichtiger Fall von Heinz, unmittelbar zu wollen, sondern leichte Notwendigkeit. Er hatte so viel versäumte Collegia, Schulden und leichsinnige Streiche auf dem Register, daß er, ging er nicht freiwillig, das Consilium abendlich zu ge-

wärtigen hatte. Sollte er weiterstudiren, so mußte das auf einer anderen Universität geschehen.

Herr Markwald inuerte; wo er das Geld dazu hernehmen sollte? Und warum es dazu hätte kommen müssen? Er machte seinen älteren, verständigen Sohn eigentlich verantwortlich für den jüngeren, den jener fast immer unter Augen gehabt. Dore war nicht dazu thätig die Hilfe.

Herr Markwald meinte dann, in Jahr und Tag werde es sich ja wohl finden, was aus dem Jungen werden sollte. Nur die Juristen seien heutzutage die Ausgesuchten schlecht und er behaupte daher nicht, daß Heinz das Studium aufgeben. Dore hätte gar nicht damit anfangen sollen, sondern gleich auf's Land, dann wäre er heute so weit, dem Vater in der Verlobung von Gravelstein zu danken gehen zu können. Und jetzt sollte das seinen weiteren Anlaß.

Es war dies ein Ziel, das Herr Markwald in seinem kumpfen Bewusstsein von der Unzulänglichkeit seiner eigenen land- und gewerthchaftlichen Verhältnisse gleichgültig fürchtete und herbeischte. Sein ältester Sohn würde ihn seinerzeit die Äpfel der Herrschaft respectvoll aus der Hand nehmen, ihn gleichmüthig auf sein Amenthal setzen, das würde er. Er würde sich sogar in seinen kleinen Privatangelegenheiten und Nebenberufen Anhang annehmen müssen. — Er dachte Dore beinahe jetzt schon um dieses Zwanges willen und wußte doch, daß es so kommen müßte und nicht anders sein dürfte.

Aber Dore erklärte sich ohne Umschweife, daß er beschließen habe, die juristische Laufbahn weiter zu verfolgen, da er bei der Dankbarkeit sein Heil für sich sehe. Er lächelte sogar zu der, in feierlichem Ton ihm ertheilten Aussicht, als ältester Familiensohn demnächst Professor von Gravelstein zu werden. Er verzichtete von vornherein auf diese Ehrenstellung. Er mußte unglücklich, was es zu bedeuten hatte; das Familiengut getroffen mit dem Vortheil von sechs Geschwistern zu verwalten — ein Gut, dessen Ertragsfähigkeit schon jetzt zurückgegangen war. Wobey sollte er künftig das Capital nehmen, dieselbe zu leben? Viel besser, Gravelstein wurde verkauft. Er, Dore, würde sich in seinem Fall mit Herrschaftungen belassen, die er nicht übersehen konnte und denen er nicht gemächten sei.

Herr Markwald war im Innersten empört. So hatte Dore schon sein eigenes Programm fertig für den Fall seines Todes — sein anderes kleinerer Bruder war einer solchen Herzlosigkeit fähig. Mochte das liebe, alte Gravelstein in fremde Hände kommen — mochten Schwägerinnen und Brüder sich in alle Winde zerstreuen — der Letzte, das natürliche Familien-

haupt, hatte nichts für sie übrig. Er sorgte für sich selbst, er wollte keine Verantwortung tragen.

Witten in die Unterredung zwischen Vater und Sohn, die eine sehr scharfe Wendung nahm, rang Rädergrahel und die Annahme eines nicht unerwarteten Gastes: Professor Koloff aus Karlsruhe.

„Ich bitte, Sie können mir nicht wegen meiner Eigenmächtigkeit von gestern Abend, Herr Markwald“, begann Koloff, nachdem er auf sein Verlangen in das Zimmer des Hausherrn geführt worden. „Meine Postkarte haben Sie doch richtig erhalten?“

Herr Markwald schüttelte kräftig die dargebotene Hand des Gastes und versicherte ihm seiner Dankbarkeit. Der Besuch über seinen reiblichen Sohn grüßte noch in ihm nach — und jetzt ebenrecht über den verrückten Versuch mit dem altem Wöll Rede haben zu müssen, noch dazu einem fast Unbekannten, der ein so ungemüthlich erwidert und vornehm Wesen hatte — es war wirklich ein bißchen viel auf einmal. „Das Ihr Fräulein Tochter heute in Karlsruhe zurückgeblieben, hat meine Schwägerin zu verantworten“, erklärte der Professor. „Sie sand Fräulein Hildegard zu erfüllen und angegriffen, um das Wort zu verlieren. Sobald sie hergestellt sein wird, bringt meine Schwägerin Sie Ihnen herüber.“

„Ja glück von Frau Stewert. Meine Tochter ist ja in Karlsruhe so gut aufgehoben wie zu Hause. Ich hole sie selbst. Darf ich Sie jetzt zu meiner Frau führen, Herr Professor? Sie wird begierig sein, Ihnen ebenfalls ihren Dank —“

„Guten Augenblick!“ hat Koloff. „Es wäre mir lieber, zu erst mit Ihnen allein, Herr Markwald, eine peinliche Sache zu besprechen, die mir von Wichtigkeit scheint.“

„Gewiß, ich bin zu Diensten. Eine Cigarre gefällig?“ Koloff nahm und entzündete die Cigarre und entwarf dann eine kurze, ergreifende Schilderung der Tragödie am See. Als er mit der ziemlich wortreichen Aufzählung schloß, die der Vater der Selbstmörderin gegen Herrn von Wöll-Dannenberg erwiderte, rief sich Herr Markwald betroffen das spärliche graue Haar auf der Stirn.

„Sollte das — in der That — das wäre ja eine hübsche Geschichte“, murmelte er verwirrt. „Hien gehalten, ich kann nicht so recht daran glauben — der Wöll hat früher über die Schwär geahnen, wie alle jungen Leute — aber jetzt — schon seit längerer Zeit —“

Da Koloff schwieg, fügte er nach einer Pause hinzu: „Sie haben wohl gehört, daß ich meine älteste Tochter dem Dannenberger Wöll zur Frau gebe?“